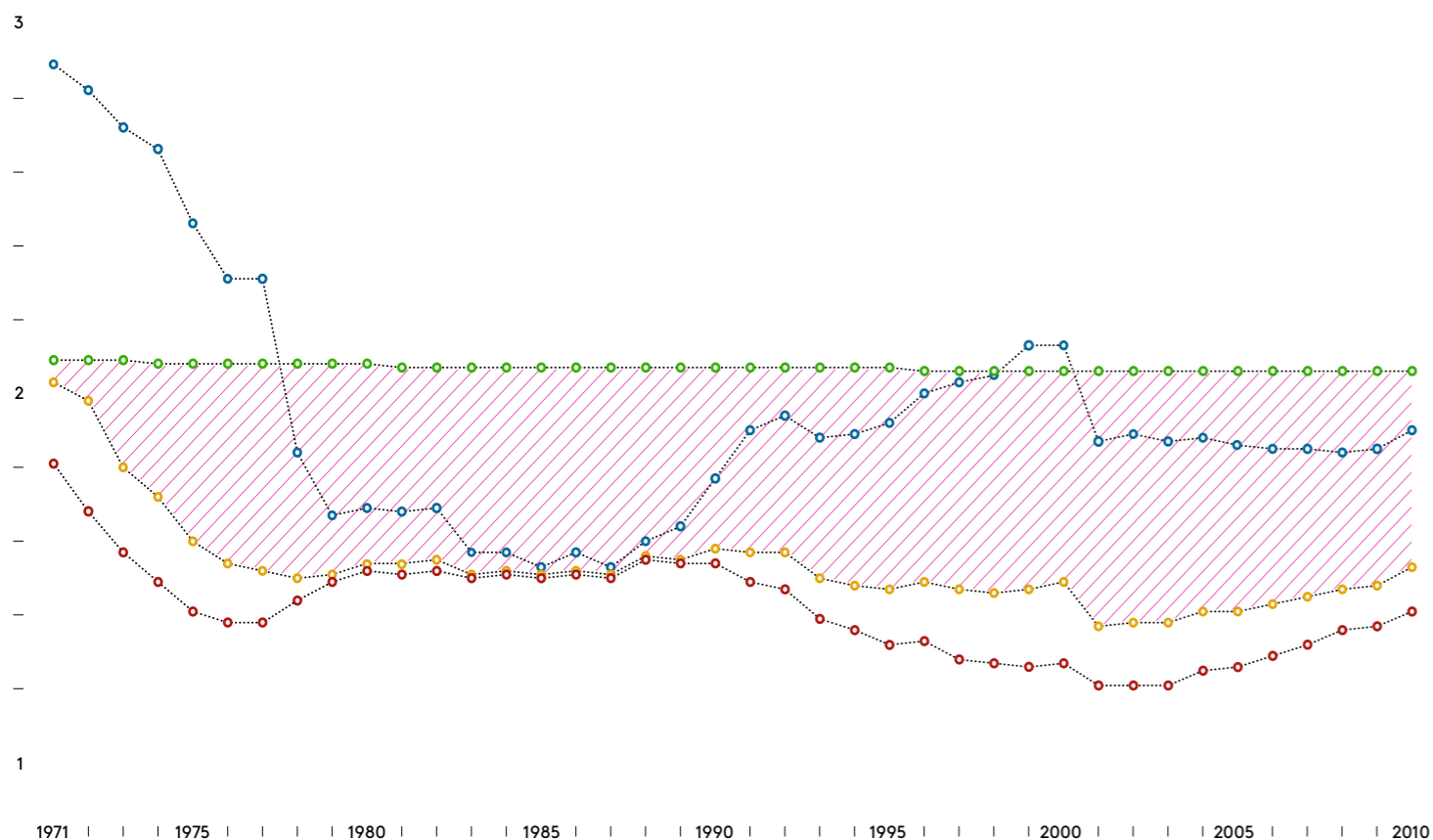


Der Schweiz fehlen 1,1 Millionen Kinder. Entweder wir investieren in eine kinderfreundliche Zukunft oder wir lassen noch mehr Einwanderung zu.

DIE KINDERLÜCKE

Von REMO H. LARGO



Unterschiedliche Geburtenraten für die Jahre 1971 bis 2010

- Kinder ausländischer Eltern
- Kinder von Schweizer Eltern
- Total Geburten
- Generationenerhaltend
- ▨ Kinder, die für eine generationenerhaltende Geburtenrate fehlen.

Ein beherrschendes Thema in den nationalen Wahlen ist einmal mehr die Einwanderung und die damit verbundenen Herausforderungen wie Integration, soziale Sicherheit, Anstieg von Hauspreisen und Mieten sowie die Zersiedelung ländlicher Regionen. Nicht weniger als drei Initiativen zur Überfremdung sind lanciert. Seit vierzig Jahren fragen wir uns immer wieder: Wie viele Fremde verträgt die Schweiz?

1970, als über die Schwarzenbach-Initiative abgestimmt wurde, lebten in unserem Land 6,2 Millionen Menschen, davon 1 Million ausländischer

Nationalität (Anteil an der Gesamtbevölkerung: 17 Prozent). Ende 2010 waren es 7,8 Millionen und davon 1,8 Millionen Ausländer (22 Prozent). Zwischen 1971 und 2010 ist die ausländische Bevölkerung nochmals um 800 000 Menschen gewachsen. Als Sohn eines Secondos, dessen Eltern aus Norditalien eingewandert sind, bin ich überzeugt, dass diese Menschen wesentlich zum Wohlstand und zur Kultur der Schweiz beigetragen haben und immer noch beitragen.

Tatsache ist aber auch, dass in den vergangenen vierzig Jahren 1,1 Millionen — wohlverstanden

Schweizer — Kinder nicht geboren wurden, die notwendig gewesen wären, um die Schweizer Bevölkerung längerfristig stabil zu halten. Diese Einbusse, etwa 18 Prozent der Schweizer Bevölkerung, übersteigt deutlich die Zunahme der ausländischen Bevölkerung im gleichen Zeitraum.

In diesem Artikel geht es nicht um Einwanderung und Ausländer, sondern um uns Schweizer. Die Diskussion über Migration, die geradezu epische Ausmasse angenommen hat, darf uns nicht mehr den Blick auf einen eklatanten demografischen Einbruch verstellen, der nichts mit den Ausländern zu tun hat. Denn dieser Einbruch ist hausgemacht: Uns fehlt der Nachwuchs. Er ist die Folge einer verfehlten und über weite Strecken fehlenden Familienpolitik.

Riesige Defizite

Seit einigen Jahren wird von den Medien und Politikern mit Genugtuung ein zaghafter Anstieg bei den Geburtenzahlen vermerkt. Die Zahlen für die Gesamtbevölkerung schwanken zwischen 7 137 5 und 9 626 1 Kindern. 2010 kamen in der Schweiz insgesamt 80 290 Kinder zur Welt. Die Geburtenzahlen der Schweizer Kinder variieren in diesen vierzig Jahren zwischen 52 431 und 67 384; 2010 kamen 59 361 Schweizer Kinder auf die Welt. Bei den Angaben für die ausländische Bevölkerung verzeichnen wir ein Auf und Ab zwischen 11 675 und 28 877 Geburten pro Jahr; 2010 wurden 20 929 Kinder geboren. Die ausländischen Kinder machten in den vergangenen vierzig Jahren im Mittel 23 Prozent aller Geburten aus.

Wie errechnet sich nun dieser eklatante Mangel von 1,1 Millionen Schweizer Kindern? Um eine Bevölkerung langfristig stabil zu halten, braucht es eine durchschnittliche Reproduktionsrate von 2,1 Kindern pro Frau in jedem Jahrgang, damit die Anzahl Jungen und Mädchen in der nachfolgenden Generation gleich gross ist wie die Anzahl der Frauen und Männer in der vorhergehenden Generation.

Die effektive Geburtenrate liegt in der Schweiz seit 1970 jedoch deutlich darunter. 2010 betrug sie 1,54. Die tiefsten Raten weisen Deutschland (1,36), Portugal und Ungarn (je 1,32) sowie Lettland (1,31) auf. Weit höhere Geburtenraten verzeichnen dagegen Frankreich (1,99), Holland (1,79) und die skandinavischen Länder (Finnland 1,86, Norwegen 1,98, Schweden 1,94). Unsere Geburtenrate von 1,54 ist insofern noch geschönt, als dass die ausländische Bevölkerung eine Geburtenrate von 1,91 aufweist und die Schweizer Bevölkerung lediglich noch eine solche von 1,42. Der Tiefpunkt in der Schweizer Bevölkerung wurde 2001 bis 2003 mit einer Geburtenrate von nur 1,22 erreicht.

Das Defizit an Schweizer Kindern für einen Jahrgang errechnet sich aus der Anzahl der geborenen Kinder und der Differenz zwischen der generationenerhaltenden Geburtenrate und der effektiven Geburtenrate (zum Beispiel für das Jahr 2010:

$59\,361 : 1,42 \times 2,07 - 59\,361 = 27\,172$ Kinder). Im Mittel fehlten uns 27 677 Kinder pro Jahr, was seit 1971 das besagte Defizit von rund 1,1 Millionen ergibt. In den vergangenen vierzig Jahren kamen 2,4 Millionen Kinder auf die Welt. Doch es wären 3,5 Millionen Geburten notwendig gewesen, um die Schweizer Bevölkerung langfristig stabil zu halten.

Nun mag man einwenden, diese Einbusse an Kindern sei ja gar nicht so schlimm, denn die Schweizer Bevölkerung habe im gleichen Zeitraum nochmals deutlich zugenommen. Das ist richtig, aber nur weil die Lebenserwartung angestiegen ist und die Generation der Babyboomer noch nachwirkt. Der Anteil älterer Menschen hat dadurch überproportional zugenommen und wird noch weiter zunehmen. Ab etwa 2030 wird die Schweizer Bevölkerung jedoch kräftig abnehmen. Die Einwanderung und eine vorübergehende Zunahme der Gesamtbevölkerung haben uns während Jahrzehnten den Blick auf die langfristig sehr negative demografische Entwicklung der Schweizer Bevölkerung gründlich vernebelt.

Die Folgen der Pille

1876 betrug die Geburtenrate für die Gesamtbevölkerung 4,4 und zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch 2,5. Ein Zwischenhoch gab es — trotz stark erschwerten Lebensbedingungen — während des Zweiten Weltkrieges (2,6) und in den Nachkriegsjahren (Babyboom, 2,7). Zwischen 1964 und 1978 stürzte sie von 2,7 auf unter 1,6 ab, 2002 auf unter 1,4 und für die Schweizer Bevölkerung allein sogar auf 1,22. Der wichtigste Grund dafür ist zweifelsohne die Antibabypille. Erstmals in der Menschheitsgeschichte konnte sich die Frau entscheiden, ob und wie viele Kinder sie haben wollte. Seither kommt die Mehrheit der Kinder in der westlichen Welt nicht mehr schicksalhaft auf die Welt. Schätzungsweise 80 Prozent der Kinder sind Wunschkinder, werden also nicht zufällig gezeugt, sondern sind geplant. Damit steht die Elternschaft bei den jungen Erwachsenen im Wettstreit mit zahlreichen anderen Bedürfnissen wie Karriere und materielle Wünsche. Sie wird zudem durch ökonomische Faktoren wesentlich mitbestimmt.

Etwa gleichzeitig mit der Einführung der Pille setzte die Emanzipationsbewegung der Frau ein. Wurden bis dahin die meisten Mädchen auf ihre zukünftige Aufgabe als Mutter erzogen und der schulischen und beruflichen Ausbildung wenig Aufmerksamkeit geschenkt, hat sich diese Einstellung seither grundlegend geändert. Heutzutage sind die Mädchen an ihrer schulischen und beruflichen Ausbildung genauso interessiert wie die Jungen. In den Gymnasien machen sie 60 Prozent der Schülerschaft aus, an den Universitäten sind sie seit einigen Jahren in der Mehrheit. Die emanzipierte und mittlerweile mindestens ebenso gut wie der Mann gebildete Frau steht heute vor Fragen, die sich ihr zuvor nie so gestellt haben: Soll ich eine berufliche

QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Karriere ohne Kinder machen? Will ich eine Familie ohne berufliche Tätigkeit gründen? Oder versuche ich, beides miteinander zu verbinden? Dieser schwierige Entscheid treibt die jungen Frauen um und führt dazu, dass sie eine Schwangerschaft Jahr um Jahr hinausschieben. Mütter sind heute im Mittel über 30 Jahre alt, wenn sie ihr erstes Kind zur Welt bringen. Manche Mütter verzichten auf eine weitere Schwangerschaft, oder eine solche stellt sich aufgrund des höheren Alters gar nicht mehr ein. Und so haben fast 50 Prozent aller Familien nur noch ein Kind. Mindestens ein Viertel der Akademikerinnen hat überhaupt keine Kinder, weil sie glauben, dass sie den Spagat zwischen Familie und Beruf nicht schaffen werden.

Vielfältige Zwänge

Ein zweiter wichtiger Grund für die niedrige Geburtenrate ist die Mehrfachbelastung durch Arbeit, Kinderbetreuung und Haushalt. Darunter haben vor allem die Mütter, zunehmend aber auch die Väter zu leiden. Das vorherrschende Erwerbsmodell in Schweizer Familien ist eine teilzeitlich erwerbstätige Mutter und ein vollzeitlich erwerbstätiger Vater. Nur noch 31 Prozent der Mütter mit Partner und jüngstem Kind unter 7 Jahren sind nicht erwerbstätig. Rund 80 Prozent der Mütter mit Partner und jüngstem Kind zwischen 7 und 14 Jahren sind erwerbstätig, bei alleinerziehenden Müt-

tern mit Kindern im Schulalter sind es über 90 Prozent. Zwei Drittel der Mütter arbeiten Teilzeit; 19 Prozent der Mütter mit mindestens einem Kind unter 15 Jahren im Haushalt sind voll erwerbstätig. Die Mehrfachbelastung wird voraussichtlich in den kommenden Jahren vor allem für die Mütter weiter zunehmen.

Sollte die Einwanderung aus gesellschaftspolitischen Gründen eingeschränkt werden, wird die Wirtschaft noch mehr auf die Arbeitskraft der gut ausgebildeten Frauen angewiesen sein. Dies gilt insbesondere für den Dienstleistungssektor sowie für den Gesundheits- und Sozialbereich. So sind beispielsweise 80 Prozent der in Ausbildung stehenden Geburtshelfer und Kinderärzte weiblich. Das Gesundheitssystem für Frauen und Kinder wird — wie auch das Schulsystem — ohne eine vermehrte berufliche Tätigkeit der Frauen in den kommenden Jahren zusammenbrechen, es sei denn, die Zuwanderung würde noch weit liberaler gehandhabt als bisher.

Auch die Männer stehen zunehmend unter Druck. Die Anforderungen, die an sie insbesondere beziehungsmässig — als Partner und Vater — gestellt werden, sind gestiegen. Immer mehr Mütter erwarten, dass sich die Väter in der Betreuung und Erziehung der Kinder vermehrt engagieren. Immer mehr Männer möchten selbst mehr Zeit mit der Familie verbringen, wofür die Wirtschaft nach wie

vor wenig Verständnis und Entgegenkommen mit flexibleren Arbeitsbedingungen aufbringt.

Die grösste Sorge der Eltern ist die Kinderbetreuung. 52 Prozent der Paarhaushalte und 70 Prozent der Einelternhaushalte mit jüngstem Kind unter 7 Jahren nutzen eine familienergänzende Betreuung. Die Suche nach einem Krippenplatz ist für viele Eltern ein mühsames Unterfangen, und die Betreuungskosten belasten sie über Gebühr. Bei kleinem zeitlichen Bedarf weichen deshalb die meisten Eltern auf die Verwandtschaft und Bekanntschaft aus. Grosseltern, zu 75 Prozent die Grossmütter, erbringen jährlich 100 Millionen Betreuungsstunden (Bauer und Strub). Muss das Kind mehrere Tage pro Woche betreut werden, nehmen die Eltern eher institutionalisierte Angebote in Anspruch.

In der Schweiz werden Kindertagesstätten vielfach immer noch ausschliesslich als Aufbewahrungsorte für Kinder von berufstätigen Müttern gesehen. Dabei leisten die Krippen heutzutage wesentlich mehr: Sie ermöglichen den Kindern Erfahrungen, die sie für ihre Entwicklung benötigen und die sie in den meisten Kleinfamilien nicht mehr machen können. Dies gilt vor allem für die Sprach- und Sozialentwicklung, aber auch für die geistigen Fähigkeiten und die Motorik. Dazu gehört insbesondere das Spiel mit anderen Kindern — jeden Tag während mehreren Stunden. In der Schweiz ist das Vorurteil, Krippen würden den Kindern scha-

den, immer noch weit verbreitet. Doch das Gegenteil ist der Fall — immer vorausgesetzt, die Krippen sind von guter pädagogischer Qualität und werden kindgerecht geführt. Wenn die Kinder ins Schulalter kommen, verbessert sich die Betreuungssituation für Eltern und Kinder keineswegs. In Zürich sind mehr als 50 Prozent der Schüler über Mittag und nach der Schule während drei und mehr Tagen allein zu Hause.

Schliesslich nimmt die Wirtschaft — von einigen wenigen löblichen Ausnahmen abgesehen — keine Rücksicht auf die Bedürfnisse der Eltern und Kinder. Unser gesellschaftliches Wertesystem erwartet einen vorbehaltlosen Einsatz am Arbeitsplatz, auch wenn dies auf Kosten der Familien geht.

Familien- und kinderfreundlicher werden
Die 1,1 Millionen fehlender Kinder sind ein ernst zu nehmendes Warnsignal. Unsere Gesellschaft muss sehr viel familien- und kinderfreundlicher werden. Umfragen bestätigen übereinstimmend: Die meisten Jugendlichen möchten später eine Familie mit zwei und mehr Kindern gründen. Einmal erwachsen, werden sie jedoch von der Lebensrealität eingeholt und müssen bei ihren Familienträumen schmerzhafte Abstriche machen.

Dass die moderne Familienplanung nicht zwangsläufig zu einem Bevölkerungsschwund führen muss, leben uns die Menschen in den skandi-

n|w Fachhochschule Nordwestschweiz

ICH DENKE AN MEINE ZUKUNFT.

Die Fachhochschule Nordwestschweiz eröffnet Perspektiven.
www.fhnw.ch

Büro für Kommunikationsdesign FHNW

Zum Glück hat die Mobiliar auch Lebensversicherungen.

Die Mobiliar
Was immer kommt

Die passende Vorsorgelösung für jede Lebenslage. www.mobi.ch

navischen Ländern seit vielen Jahren vor. Wenn die Eltern von der Gesellschaft in der Kinderbetreuung, Bildung und Erziehung ausreichend unterstützt werden, bekommen sie mehr Kinder. Welches sind diesbezüglich die wesentlichen Unterschiede zwischen Schweden und der Schweiz?

- 1 — Elternzeit. In Schweden beträgt die Elternzeit 480 Tage. Jeweils 60 Tage sind für die Mutter beziehungsweise den Vater vorgesehen; 42 Prozent der Väter nehmen Elternzeit in Anspruch. In den ersten 390 Tagen erhält jener Elternteil, der in Elternzeit geht, 80 Prozent des Bruttolohns, die restlichen 90 Tage etwa 60 Euro pro Tag. Den Eltern bleibt die Rückkehr zum Arbeitsplatz garantiert. In der Schweiz haben wir nach zähem politischen Ringen den Müttern einen Urlaub von 98 Tagen zugestanden. 80 Prozent des Erwerbseinkommens sind gewährleistet. Die Väter erhalten zwei bis drei Tage bezahlten Urlaub.
- 2 — Kinderbetreuung. In Schweden hat jedes Kind im Vorschulalter Anrecht auf einen Krippenplatz. 75 Prozent der Kinder besuchen eine Kindertagesstätte. Auf eine kindgerechte Pädagogik und Miteinbezug der Eltern wird grossen Wert gelegt. Die Eltern beteiligen sich ihrem Einkommen entsprechend an den Kosten; für wenig bemittelte Eltern ist die

Betreuung kostenlos. In der Schweiz fehlen im Vorschulbereich derzeit 50 000 Plätze in Krippen und Tagesfamilien. Für viele Eltern sind die Gebühren zu hoch angesetzt.

- 3 — Ganztagschulen. In Schweden haben die Schulen aller Altersstufen nicht nur einen Bildungs-, sondern auch einen Betreuungsauftrag. In Schweden erhalten die Schulkinder ein kostenloses Mittagessen. Nach der Schule besteht ein Betreuungs- und Freizeitangebot. In der Schweiz fehlen — mit Ausnahme des Tessins — in allen Kantonen weitgehend Ganztagskindergärten und -schulen mit einer guten Verpflegung, Hausaufgabenhilfe und entsprechendem Freizeitangebot.
- 4 — Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit. In Schweden ist es seit mindestens zwei Generationen ein erklärtes politisches Ziel, Arbeitsbedingungen zu schaffen, die Eltern als Arbeitnehmer nicht benachteiligen und die mit dem Familienleben vereinbar sind. Eine Diskriminierung von Müttern und Vätern, indem die Wirtschaft Arbeitskräfte ohne familiäre Verpflichtungen bevorzugt, ist untersagt und sozial geächtet. In der Schweiz fehlt ein solches gesellschaftliches Bewusstsein weitgehend.

Länder wie Schweden können uns als Vorbilder für die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätig-

keit sowie der Gleichstellung der Geschlechter dienen und aufzeigen, welche gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dafür notwendig sind.

Was die SVP-Familienpolitik bewirkt

Es gibt Schweizer, die der Meinung sind, eine Einbusse von 30 000 Geburten pro Jahr sei eigentlich begrüssenswert, ist doch der Planet Erde sowieso überbevölkert. Diese Ansicht ist wohl für unser Land nicht ganz zu Ende gedacht, doch ganz abgesehen davon, wäre es der Mehrheit der Bevölkerung kaum egal, wenn die Schweizer innerhalb weniger Generationen aussterben würden. Die bisherige und aktuelle Familienpolitik bewirkt aber genau dieses Szenario. Eine restriktive Einwanderungs- und Familienpolitik, wie sie die SVP vertritt, beschleunigt den demografischen Niedergang am wirkungsvollsten. Sollte sich eine solche Politik durchsetzen, wird die Schweizer Bevölkerung noch rascher älter werden und über ein bis zwei Generationen erheblich schrumpfen, was wiederum massive Probleme in der Wirtschaft (Arbeitskräfte) und in den Sozialwerken (Renten) schaffen wird. Mit dem breiten Wohlstand wäre es dann wohl endgültig vorbei. Eine Politik, wie sie die anderen bürgerlichen Parteien betreiben, die eine Einwanderung weiter zulässt, aber keine grundlegenden Verbesserungen für die Familien vorsieht, wird ebenfalls zu einer ständig abnehmenden Schweizer Bevölkerung und wahr-

scheinlich zu einer verstärkten Immigration mit entsprechenden gesellschaftlichen Problemen führen. Die SP und die Grünen schliesslich sind bemüht, vermehrt auf die Bedürfnisse der Familien einzugehen. Sie hatten insbesondere bei der Kinderbetreuung einige Erfolge vorzuweisen, doch ihre Politik wird auch keine nachhaltige Wende in der Bevölkerungsentwicklung herbeiführen. So oder so, die 1,1 Million fehlenden Kinder können nie mehr «nachgeboren» werden. Die Kinderlücke kann nicht mehr gestopft werden und wird langfristige Folgen haben. Wenn sich die demografische Entwicklung nicht noch weiter verschlimmert, sondern endlich zum Besseren wenden soll, dann ist in der Familienpolitik ein grundlegendes Umdenken notwendig. Kosmetische Anpassungen — wie das Heraufsetzen des Kindergeldes oder steuerliche Erleichterungen für Familien — reichen da nicht mehr aus. Es geht um unser zukünftiges Familienbild und unsere Wertvorstellungen in Gesellschaft und Wirtschaft.

Es gilt Abschied zu nehmen von einem Familienbild, das längst nur noch ein Mythos ist, der von rechtskonservativen, aber auch gewissen bürgerlichen Kreisen in der Öffentlichkeit immer noch beschworen, aber nicht einmal mehr von ihnen selbst und ihren Kindern gelebt wird. Wenn die Politiker ein Hohelied auf die Familie anstimmen, dann geht es ihnen in erster Linie darum, die Eigenverantwortlichkeit der Eltern zu betonen und Familie

BINGO!
Spielen, chatten und sofort gewinnen
jetzt auf www.bingo.ch
Höchster Jackpot CHF 45'603.35
SWISSLOS

Gesucht – gebucht
Gute Handwerker zu guten Preisen auf renovero.ch
Online Handwerkerofferten einholen und vergleichen.
renovero.ch

Hörprobleme: Rechtzeitig zum Spezialisten

Das Leben hören – in all seinen Facetten. Für viele Menschen ist das nicht mehr selbstverständlich. Langsam und unbemerkt schwindet das Hörvermögen. Und doch ist das volle Leben in Reichweite: Moderne Hörgeräte sind klein und nahezu unsichtbar. Vom Neuroth-Hörgeräteakustiker fachmännisch angepasst, bringt es Lebensqualität zurück. Besser hören heisst besser leben.

Der langsame Rückgang des Hörens hat Folgen: Je später Sie das Hörproblem angehen, desto länger dauert die Gewöhnung. Zuwarten schadet also doppelt: Sie verpassen viel vom Leben – Freude, Geselligkeit und vor allem die Kommunikation. Je später Sie ein Hörproblem angehen, desto länger braucht das Gehirn, die wieder hörbaren Töne zu verstehen. Kommen Sie darum rechtzeitig in Ihr Neuroth-Hörcenter.

Die Qualität zählt

Hörgeräte kauft man nicht von der Stange. Hörgeräte sind nur so gut, wie sie individuell eingestellt werden. Dazu braucht es medizinisches und technisches Wissen und handwerkliches Können. Achten Sie darauf, dass Sie von einem Hörgeräteakustiker mit eidg. Fachausweis oder einem gleichwertigen Titel wie Hörgeräteakustik-Meister beraten werden. Bei Neuroth



gehört die Beratung durch Fachleute und geeichte Messgeräte zum Selbstverständnis.

Nahezu unsichtbar

Die Technik wurde ständig verbessert und vor allem verkleinert. Moderne Geräte sind beinahe unsichtbare Computer, die sich auf die jeweilige Gesprächssituation einstellen. Lassen Sie sich vom Neuroth-Spezialisten zeigen, wie klein und doch bedienerfreundlich moderne Hörsysteme sind. Bei uns können Sie Geräte kostenlos Probe tragen. So erleben Sie die Handhabung und Wirkung im Alltag. Wir sind für Sie da – über 50 mal in der Schweiz.

Publireportage

Das Leben hören

Besser hören heisst besser leben. Die Fülle des Lebens wahrnehmen. Am Leben anderer Menschen teilhaben. Mitmachen. Dabei sein. Mit Hörgeräten vom Neuroth-Hörgeräteakustiker. Denn Qualität kennt keine Kompromisse.

Neuroth-Qualität

Seit mehr als hundert Jahren versorgt Neuroth Menschen mit Hörproblemen. Unser oberstes Gebot ist beste Qualität. Das heisst:

- > Sie werden von einem ausgebildeten Hörgeräteakustiker/in betreut.
- > Wir prüfen Ihr Gehör sorgfältig und kompetent.
- > Wir testen das Hörvermögen auf geeichten Geräten in speziellen Kabinen.
- > Wir beraten und begleiten Sie individuell.
- > Wir dokumentieren die Beratung ausführlich.
- > Wir bieten eine Vielfalt an Marken und Geräten und nennen Vor- und Nachteile.
- > Sie können die für Sie angepassten Hörhilfen kostenlos Probe tragen.
- > Sie wählen das Leistungspaket für Ihre Bedürfnisse.
- > Wir bleiben Ihnen treu – ein besser hörendes Leben lang.

NEUROTH-HÖRCENTER

Über 50x in der Schweiz und Liechtenstein

www.neuroth.ch

NEUROTH
Besser hören. Besser leben.

und Kinder als eine reine Privatangelegenheit darzustellen, in die sich der Staat nicht einzumischen habe. Aber auch in der Vergangenheit war die Familie nie ein soziales Eiland, auf dem Eltern ihre Kinder allein aufgezogen haben. Die Familie war in grössere Lebensgemeinschaften eingebunden und die Eltern wurden von weiteren Bezugspersonen in der Erziehung unterstützt. Diese Unterstützung ist in den vergangenen Jahrzehnten weitgehend weggebrochen. Springt die Gesellschaft nicht ein, wie sie es bei der Arbeitslosigkeit, Altersfürsorge und Gesundheitsversorgung schon lange getan hat, dann bricht die Familie als Grundpfeiler der Gesellschaft immer mehr weg.

Ein Knackpunkt für eine zeitgemässe Familienpolitik ist — wie könnte es in der Schweiz anders sein — das liebe Geld. Vergleiche von Sozialleistungen zwischen Ländern sind nur bedingt zulässig, zu verschieden sind die Finanzierungsmodelle. Dennoch ist die Feststellung erlaubt: Die Schweiz hat in der Vergangenheit die Unterstützung der Familien sträflich vernachlässigt. Für Sozialleistungen an Familien und Kinder bringt sie lediglich 1,3 Prozent des Bruttosozialproduktes auf. Im Vergleich dazu sind es in Norwegen 2,8 Prozent, in Finnland und Schweden 3 Prozent und in Dänemark 3,8 Prozent. Die Schaffung einer familien- und kinderfreundlichen Gesellschaft wird uns finanziell einiges abverlangen. Die notwendigen Verbesserungen — wie für alle Eltern erschwingliche Kinderkrippen und Ganztagschulen — werden uns wohl weit mehr als eine Milliarde Franken pro Jahr kosten. Wenn bei einer solchen Mehrbelastung ein kollektiver Aufschrei erfolgt, dann nicht nur, weil wir die finanziellen Aufwendungen für unbezahlbar halten, sondern vor allem auch, weil wir die demografische Fehlentwicklung einfach nicht wahrhaben wollen. Wir ziehen es vor, das Übel allein in der Migration zu sehen. Wir sitzen aber nun einmal in der demografischen Falle und müssen uns entscheiden. Entweder wir investieren in eine kinderfreundliche Zukunft oder wir finden uns mit dem demografischen Niedergang ab und lassen eine verstärkte Immigration zu.

Mit mehr Geld allein ist es allerdings nicht getan. In Deutschland wurde das Kindergeld zwischen 1974 und 2006 um nicht weniger als 1400 Prozent erhöht — ohne dass dies zu einem wesentlichen Anstieg der Geburtenrate geführt hätte. Es braucht auch mehr Zeit und Wertschätzung für uns Eltern, unsere Kinder und die Gemeinschaft, in der wir leben. Erst aus dieser Einsicht heraus erwächst die Bereitschaft bei den Bürgern, einer Umverteilung der finanziellen Mittel zuzustimmen, aber auch eine gewisse Einbusse an Einkommen und eine steuerliche Mehrbelastung in Kauf zu nehmen. Neben dieser Einsicht braucht es schliesslich den politischen Willen, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen neu zu gestalten: Elternzeit, ausreichendes Angebot an qualitativ guter familienergän-

zender Kinderbetreuung, Ganztagskindergärten und -schulen sowie eine Wirtschaft, die auf die Bedürfnisse der Familien Rücksicht nimmt, beispielsweise mit Teilzeitarbeit, die nicht mehr diskriminierend ist.

Eine Schweizer Variante des afrikanischen Frühlings in der Familienpolitik mag eine Wunschvorstellung sein. Immerhin demonstrierten dieses Jahr zahlreiche junge Menschen in verschiedensten Ländern für eine bessere Bildungspolitik — warum nicht auch für eine lebenswertere Familienpolitik? Für eine solche Neuorientierung braucht es in der Schweiz eine kleine politische Revolution, die ich den jungen Menschen sehr wohl zutraue. Denn sie und ihre Kinder leiden am meisten unter den gegenwärtigen Bedingungen. Insbesondere die Frauen sollten ihre politische Verantwortung endlich wahrnehmen — so wie dies die Frauen in den skandinavischen Ländern bereits vor fünfzig Jahren getan haben — und selbst für eine gute Familienpolitik sorgen. Wenn sie sich in den etablierten Parteien nicht durchsetzen können, warum nicht eine Familien- oder Frauenpartei gründen?

Wir können es drehen und wenden, wie wir wollen: Die Pille hat neue gesellschaftliche Realitäten geschaffen, die wir endlich wahrnehmen und uns darauf einstellen sollten. Kinder kommen nicht mehr schicksalhaft auf die Welt, die Eltern bestimmen, ob sie Kinder haben wollen oder nicht. Manche mögen — wie die katholische Kirche mit ihrer Sittenstrenge — moderne Familienplanung und ihre sozialen Auswirkungen zutiefst bedauern. Selbst katholische und kinderliebende Länder wie Italien müssen jedoch die schmerzliche Erfahrung machen: Wenn es Sohn und Tochter schwer gemacht wird, eine Familie zu gründen, bleiben sie im Hotel Mama sitzen und bekommen keine Kinder mehr. Das gilt genauso für die Schweiz: Eine Familie zu gründen darf für die jungen Schweizer nicht mehr eine zu grosse Last sein, sondern muss vermehrt auch Freude machen, sonst haben sie immer weniger Kinder oder überhaupt keine mehr.

Die Kinderlücke zwingt uns unsere Prioritäten weniger nach ökonomischen und materiellen Kriterien, sondern vermehrt nach zwischenmenschlichen Werten in Familie, Gesellschaft und Wirtschaft auszurichten. In den kommenden Jahren wird sich zeigen, wie viel uns ein solcher Zuwachs an Lebensqualität wirklich wert ist.

REMO H. LARGO ist emeritierter Professor für Kinderheilkunde. Anfang September ist sein neuestes Buch erschienen: Remo H. Largo, Monika Czernin, «Jugendjahre. Kinder durch die Pubertät begleiten», Piper Verlag München.

VERANSTALTUNGSHINWEIS

Am Donnerstag, 6. Oktober, findet um 20 Uhr im Kaufleuten in Zürich eine Buchpräsentation mit Podiumsgespräch statt. Remo Largo und Monika Czernin diskutieren mit dem Zürcher Jugendanwalt Hansueli Gürber und der Jugend-Gynäkologin Francesca Navratil über Fragen rund um die Pubertät. Moderation: Martin Beglinger, «Das Magazin»

Seine Kunden möchten per Post informiert werden. Auch in Zukunft.



Die Wirkung macht den Unterschied.

Studien belegen: Die grosse Mehrheit der Schweizer wünscht sich ihre Geschäftskorrespondenz wie Rechnungen oder Lohnabrechnungen auch in Zukunft per Post. Briefe sind beliebter als E-Mails und werden stärker beachtet. Unsere vielfältigen Versandlösungen für Geschäftskunden helfen Ihnen, Kundenwünsche effizient umzusetzen und so langfristig den Unterschied zu machen. Lassen Sie uns über Wirkung sprechen. Telefon 0800 002 291.

www.post.ch/wirkung

DIE POST